

# Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N<sup>o</sup> 107.

(II. Jahrg.) Freitag, den 6. Mai.

1831.

„Belial und Astarte, oder: die Liebe der Teufel.“ Ein Sittengemälde des neun und funfzigsten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (des zwei und zwanzigsten nach der christlichen Zeitrechnung). Nach dem Hölle-Original des diabolischen Gelehrten, Kathbi Rimmone Taib, deutsch bearbeitet von F. Nork. Leipzig, im Verlage des Literarischen Museums. 1831.

(Weschluss.)

Der Verfasser scheint dieß selbst gefühlt zu haben, indem er sich deshalb in einiger Hinsicht zu rechtfertigen sucht und versichert, daß diese seine Gegner sich ebenfalls arge Persönlichkeiten gegen ihn erlaubt hätten. Der Hergang der Sache ist uns nicht genugsam bekannt, um hierin einen definitiven Ausspruch fällen zu können; jedenfalls aber hätte es dem Buche nur genügt, wenn dieses Capitel weggeblieben wäre, da ein Schriftsteller nur von seinem Berufe und öffentlichen Wirken aus, nicht aber von der Seite seiner Persönlichkeit zu fassen ist. —

An den Styl hat der Verfasser diesmal eine strengere Felle gelegt und wir stießen daher nirgend auf Mängel und Schwerefälle der Sprache, wie sie seinem „Zeriet“ hin und wieder nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht wurden. Jedemfalls ist das Buch mit vieler Laune, reich aber noch mit Witz und Geist ausgestattet. Der Verfasser kennt die Geichtheiten, wie die Untiefen, die Focionen, Verschrobenheiten, Vorurtheile, kurz den Zustand, das Wesen und Unwesen unserer heutigen Literatur, und seine scharfe, bisweilen fast düstere Ironie versteht es, dergleichen wunde Stellen tief und erbarmungslos zu treffen. Beruf und bedeutendes Talent zur Satyre werden selbst Nork's Feinde ihm nicht abstreiten können, und wenn er inskünftig eben so viel für die bisher von ihm vernachlässigte Form und Anlage, als für die Ausföhrung thut, so wird er, bei dem wesentlichen Mangel an wirklichen Humoristen und Satyrikern, mit der Zeit

eine höchst ehrenwerthe Stelle in diesem Felde der Literatur sich erwerben.

Schließlich und nur beiläufig sei hier bemerkt, daß der uns befreundete Verfasser, oder vielmehr Uebersetzer, wie er sich nennt, die kleine Schwachheit beging, sein Buch unserer Wenigkeit zuzueignen. Daß dieser Umstand unser Urtheil nicht bestach, haben wir in Obigem genugsam dargethan, und der unbefangene Leser wird die Lauterkeit des von uns gespendeten Lobes, wie des Tadel's schnell einsehen; daß wir aber, just in diesem Verhältnisse, am allerwenigsten zu den verkappten Kritikern gezählt sein wollen, beweise die bescheidene Namensunterschrift:

H. Meynert.

## Der Maler Mosbrugger.

Höchst interessant war vor einiger Zeit in Karlsruhe die Ausstellung der Bilder des jungen Malers Mosbrugger im Saale des Kunstvereins. Dieser Künstler gehört, noch außer seinem Talente im Portrait und in der Landschaft, welcher letzteren er sich auch während seines Aufenthaltes in Italien mit besonderer Liebe beß, unstreitig zu den vorzüglicheren Genremalern, die jetzt leben. Alles regt sich in seinen Figuren und das reiche Leben selber scheint sie hervorgebracht zu haben. Es ist der Organismus der Natur im Einzelnen und im Ganzen. Da ist nichts aus Akademien Zusammengestoppeltes, aus mühevollen Einzelheiten gemachter Studien Zusammengesetztes, wo die Einzelheiten, in der Ansicht des Kenners und des fühlenden Beschauers, streben wieder aus einander zu fallen. Und was ihm bei diesem Reichthume der Composition, wo es darauf ankommt, die mannichfaltigen Gestalten nicht zu verwirren, sehr zu statten kommt, ist seine Beobachtung der Haltung und ganz vorzüglich seine schöne Farbengebung, die der Palette der Natur selber entnommen ist. Nicht nur weiß er dabei in unzähligen Gewändern zu variiren, sondern auch

in den vielen Gesichten, die auf seinen Tableaux vorkommen, worin ihn besonders sein bis zu hoher Meisterschaft ausgebildetes Talent im Portrait unterstützt. Der Vocksfeller in München, den der Künstler schon vor mehreren Jahren in der hiesigen Kunstausstellung dem Publikum darstellte, war das erste ganz vorzügliche Kunstzeugniß der Art von seiner Hand, das uns den bewährten Meister bald erwarten ließ. Jedes auch größere Gemäldecabinet dürfte es, ohne Anstand zu nehmen, zu seiner übrigen Sammlung hinzuthun. Jetzt stellte er Portraits in Halbfiguren und mehrere Genremalerei auf, unter welchen letzteren zwei vorzügliche waren. Das eine stellte des Künstlers eigenes Atelier in Rom vor, das andere war sein schon berühmter gewordener Vorleser des Ariost auf dem Molo von Neapel, von welchem Bilde eine ausführliche Schilderung vorkommt in Wihl. Waiblingers Taschenbuche aus Italien und Griechenland auf d. J. 1830. Das Atelier zeigt ganz die Laune eines Genremalers. Ich zeichne die Scene, wie ich mich deren noch erinnere. Der Künstler scheint eben ein Staffeleigemälde fertig zu haben, zu dessen Besichtigung mehrere seiner Freunde, auch Maler, zu ihm gekommen sind. Dabei scheint es ein wenig lustig hergegangen zu sein. Schon der Wein ist nicht gespart worden, wie man an mehreren leeren Gläsern sieht zur Seite auf einem Tischchen und an den geleerten Orvietschälchen in einem hangenden Rörbchen an der Balkendecke. Wirklich sind auch nur zwei Künstler, die es etwas ernster damit zu meinen scheinen, noch mit dem Beschauen des Gemäldes beschäftigt. Irre ich mich nicht, so sind es die würdigen Herren Erhard und Träger. Andere lassen einen Pudel Kunststücke machen. Das Staffeleigemälde sieht man nur von der Rückseite, und dahinter, wie hinter ihrem Schirme verborgen, schneidet ein Künstler dem andern die borkigen ungeschmeidigen Haare, die sich der Schere kaum bequemem wollen, wobei es zu Exclamationen kommt gegen Schere, Kamm und Haarbeschneider. Der das Bild geschaffene Künstler aber ist auf seinem Bette in halbliegender Stellung. — Er ist der Gott, der am siebenten Tage der Schöpfung ausruht — und hebt noch sein Weinglas, ich weiß nicht mehr, ob voll oder leer, hoch! Und noch ein anderer Künstler, auf dem Bette sitzend, spielt die Guitarre, wohl nicht so schön als Apoll, aber doch auch nicht so unmusikalisches wie das pfötelnde Rädchen in der Scheune von Hogarths wandernden Komödiantinnen. Er streckt die eine Schuhsohle an seinem Fuße gegen uns, ohne es zu wissen, und es sind bedeutende Löcher darin. Die Scene ist im Winter, wo die Thüren verschlossen gehalten werden. Auch sind Kohlen im kupfernen Becken. Zuconci heißen solche Becken. Dort an der Thüre steht ein Sündenregister des Künstlers, nämlich seine Schulden für Wäsche und andere Bedürfnisse, mit Kreide angeschrieben, auch steht als zurechtweisende Hand für jemanden daran: Heut Abend sind wir in der Vaticanskneipe. Zugleich hat die Kreide das Datum angeschrieben, wann ein Brief nach Karlsruhe mit der Post abgeschickt sei. Sämmtliche Gegenstände des Junggesellenhaushaltes sind nicht in der besten

Ordnung. Die ganze Garderobe ist unverschlossen zu sehen, auf Stühlen, Kommode und wo es sonst sei. Da scheint ein Handschuh auf dem Boden nach dem Stiefel zu langen, dort möchte sich ein gefallener Stuhl wieder aufrichten und kann nicht, und dort an der andern Seite machen der Malerkasten und sein Abwischlumpen mit dem Feldstuhle gemeinschaftliche Sache. Aber komischer als alle diese Habseligkeiten sehen wir da rechts in einer Wandnische einen Torso mit einem Strohute bedeckt, und einen Gliedermann, wie er mit inbrünstiger Liebe die medicische Venus mit einem seiner Arme umschließt. Darüber als Keilstein ist das Skelet eines Pferdekopfs, geziert mit einem Lorbeerkränze. An der Wand neben der zugeschlossenen Thüre ist in Lebensgröße mit Kohle gezeichnet Faust, wie er Gretchen den Arm anbeut; noch Contoure von Stölzel, der früher dasselbe Atelier bewohnte. Das Bild hat ohngefähr zwei Fuß Höhe und zwei und einen halben Fuß Breite. Ich enthalte mich der Bemerkungen darüber, wie der Künstler als Genremaler das Leben auffaßt. Er wird es später in höhere Idee fassen, nämlich als scherzend über dem Leben. Ja, dieses höhere seiner Darstellungsweise ist schon gegeben in seinem Marinaio, der den Vorleser des Ariost macht auf dem Molo von Neapel, in dem zahlreichsten Auditorium von der Welt, mit dem Besatz im Hintergrunde. Zur Erklärung will ich nur eine Stelle aus Waiblingers Taschenbuche hierher ziehen. „Jetzt ist er noch im vollen Strome der Deklamation; ein Moment noch, und er senkt das Buch, weil der Autor den Faden seiner romantischen Erzählung abbricht, und nach seiner eigensinnigen Gewohnheit zu einem andern Helden übergeht. Auf, meine theuren Zuhörer, ruft der Bazzarone, wißt ihr noch, wo wir den tapfern Rübiger gelassen? Bei der schönen Marfisa, antworten die drei Marinari, welche ihm zunächst sitzen, und seine regelmässigten Zuhörer zu sein scheinen! Trefflich, ruft der Vorleser aus, ihr wißt es noch, bei der heroischen Marfisa, aber wie steht's mit der treuen Bradamante? Poveriella, antwortet einer mitleidig, sie erwartet den Liebsten vergebens! „Bravo, bravo!“ Und nun fährt der Alte fort zu deklamiren, zu gestikuliren, und wenn ein toskanisch poetisches Wort kommt, es in derbes Neapolitanisch zu überlegen.“ — Von allen übrigen Darstellungen führe ich nur noch die schöne Dlevaneferin an, aus dem Gebirgsdorfe Dlevano, in dem Gebiete der alten Herniker. So waren die großausgearbeiteten Formen früherer Römerinnen, wie wir sie in der Geschichte verehren.

Berlin, bei Friedr. Laue: Philoctet. Schauspiel von Sophokles. In drei Acten für das Theater übersezt von Carl Wunsch. 1830. 76 S.

Bei dem Mangel einer Vorrede gibt die Andeutung des Titels „für das Theater“ der Kritik den einzigen Fingerzeig, nach welchem sie diese Uebersetzung zu beurtheilen hat. Begierig blickt sie sogleich nach dem Haupt-

element der alten Tragödie, aus der sie zuerst hervorgegangen ist: nach dem Chore, um zu sehen, wie er eingesetzt worden: denn der einzige neuere Versuch ihn wieder einzuführen, ist ohne Beifall und Nachahmung geblieben, ja von den einsichtsvollsten Kunsttrichtern bei allem Preise der Herrlichkeit der darauf gewandten Poesie als unstatthaft erwiesen worden. Der Chor des Sophokleischen Philoctet besteht aus den Soldaten des Neoptolemus, die von den Leiden des alten Helden menschlich gerührt werden und viel dazu beitragen, daß dem Zuschauer die Größe derselben zu Herzen geht: vor Allem durchblickt man in diesem reinen Spiegel die übermenschliche Stärke des Helden bei aller Zartheit und Befähigung auch von den leisesten Empfindungen afficirt zu werden: ferner führt derselbe an zwei Stellen ein lyrisches Element in die Tragödie ein, das man um keinen Preis vermissen möchte: denn es mildert die tiefe und herbe Trauer, in die der Zuschauer durch die namenlosen Schmerzen des Helden versetzt wird auf die edelste und wirksamste Art, indem der Dichter dieses gestaltlose Wallen sich in den schönsten Reilen ergießen läßt. Man lese nur den Wechselgesang, S. 827 ff.: Schlaf, der Du den Schmerz nicht mehr kennst u. s. f., oder in einem frühern Stasimon 677 ff. die Schilderung der Leiden, aus welcher wie eine Sonne des Heils 719 ff. die Aussicht auf die Rettung von der öden Insel und die Rückkehr ins Vaterland am Orte auftaucht. Alles dieses ist bei Herrn W. — weggeblieben, ohne durch irgend etwas ersetzt zu werden, wenn er nicht auf Geschmack und Bildung des Capellmeisters für die Musik in den Zwischenacten gerechnet hat, die denn doch in Vergleich mit den Chorgesängen ein Gestalt- und Haltloses sein würde. Ein Leser des griechischen Originals wird hier eine trostlose Lücke in dem gewohnten Eindrucke der Tragödie empfinden und den reinen, schönen Hintergrund, den das Gemälde des bitter leidenden Helden an dem Mitgefühl der jungen Kriegs- und Schiffleute hat, schmerzlich vermissen: es wird ihm alles nackt und bloß gestellt erscheinen; das Gedicht hat Grund und Boden verloren. Außerdem ist das Griechische, nämlich der Dialog und einige Klagmonologe (νόματα ἐκ οἰκῆς), nicht untreu und hier und da sogar nicht ohne Anmuth überseht, ob wir gleich einen jungen und im Ausdrucke noch nicht vollkommen sichern Mann vermuthen; so ist gleich anfangs:

Denn keine Raft ward uns von ihm gegeben,  
Den heil'gen Brauch das Opfer zu begeh'n,

das Wort Raft nicht gut gewählt; S. 4: „Wenn Un-  
erhörtes auch dein Ohr vernimmt“, ist das bezeichnete  
Wort unrichtig; so gibt S. 6:

— — — — — besser,  
Das Edle mißlingt, als entehrter Sieg,

das *νικῶν κακῶς* schlecht wieder; es ist eher entehrender  
Sieg, Sieg durch schlechte, ehrlose Mittel. Ohne weiter

auf Einzelnes einzugehn und das viele Gelungene und glücklich Wiedergegebene besonders aufzuführen, müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß die Hoheit und das Edle der Sophokleischen Sprache etwas herunter gestimmt ist, und viele Metaphern und hochpoetische Ausdrucksweisen mit den einfachern, gewöhnlichern vertauscht worden sind: für diese Bearbeitung mehr ein Lob als ein Tadel. Denn der Verfasser hat den für diese Sprache allein passenden griechischen Trimeter verlassen und uns dafür die gewöhnlichen dramatischen Fünffüßler gegeben mit männlichem und weiblichem Schluß: dadurch erhalten die Gedanken und die ganze Einkleidung des Gedichtes etwas mehr Zugespitztes, etwas Unruhiges, und es bleibt nicht mehr in der plastischen Ruhe, in jener Höhe der Harmonie, die durchaus gerade Versfüße verlangt und erst mit drei vollen Dipodien zu seiner Befriedigung kommt. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren hat J. Falk in Weimar sich sehr viel Mühe gegeben, den Deutschen die Vorzüge des sechsfüßigen Jambus anschaulich zu machen und sie zur Einführung derselben für manche Gattung dramatischer Arbeiten zu vermögen, aber seine Stimme ist nicht durchgedrungen. Hier ist es besonders anschaulich geworden, wie sich der ganze Charakter eines antiken Stückes durch das Abschneiden dieses einzigen Jambus ändert, und was das Schlimmste ist, das Ruhige und Gemessene erscheint nun fast als Steifheit, die Mäßigung und Haltung fast als Dürre und Trockenheit. Des Griechischen Unkundige werden deshalb dem Sophokles unrecht thun, ihn nach dieser Uebersetzung zu beurtheilen, so treu, leicht und glücklich auch Manches wiedergegeben ist. Eine Vorstellung auf dem Theater kann auch unmöglich von erwünschtem Erfolge sein, weil die Zuschauer in dem Ganzen Leben und Bewegung vermissen werden, an deren Stelle auch keine lyrischen Glittern treten, die indeß wenigstens unterhalten und vorübergehend rühren konnten: betrachtet aber ein sinniger Leser das Gedicht vollständig in einer treuen Uebersetzung, so wird er die Sphäre auffinden, der es angehört und es rein genießen.

G.

Fr. D.

### Die Uebersetzungen in Europäischen Sprachen.

(Frei nach dem Französischen.)

Aus einer Sprache in die andere zu übertragen, die ausgezeichneten Werke des menschlichen Geistes aus einem Lande den Bewohnern eines entfernten andern zugänglich zu machen, ist die größte Wohlthat für die Wissenschaft, und eine noch größere für's Menschengeschlecht überhaupt.

Es gibt so wenig der vollkommenern Werke, die bedeutenden Erfindungen jeder Art sind im Allgemeinen so selten, daß, wollte jede europäische Nation sich nur mit ihren eignen Reichthümern begnügen, sie immer nur arm zu nennen wäre, in so fern der Gedankenverkehr allein es ist, welcher den sichersten und bleibendsten Gewinn bringt. Die Gelehrten und auch die Dichter gedachten zur Zeit der Urstände der Künste und Wissenschaften alle nur in einer und derselben Sprache, und zwar in der lateinischen, zu schreiben, denn sie wollten nicht, daß sie zu ihrem Verständniß erst übersetzt werden sollten. Das konnte auch wissenschaftlichen Gebieten, die zu ihren Darstellungen nicht Anmuth suchen, vortheilhaft sein; aber einerseits mußten die meisten Italiener nicht, welcher wissenschaftliche Reichthum in ihrem Lande vorhanden war, weil der größte Theil von ihnen, die lesen konnten, nicht lateinisch verstanden; und andererseits mußte man, um diese Sprache in den Wissenschaften und besonders in der Philosophie, anzuwenden, Namen schaffen, die bei den meisten römischen Schriftstellern fehlten, und die Gelehrten Italiens kamen also dahin, sich einer Sprache zu bedienen, die todt, aber nicht antik war. Die Dichter kamen aus den Worten, nicht aber aus den Sprüchen der Klassiker heraus, und Italien, an den Ufern der Tiber und Esch, des Arnos und Sebatos, die Sprache der Römer hörend, hatten Schriftsteller wie Fracastro, Poliziano, Sannazaro u. A., deren Styl ganz an Virgil und Horaz erinnert, deren Werke aber, wenn auch ihr Ruhm heut zu Tage nicht ganz erloschen, doch im Allgemeinen verlassen liegen, und nur noch von den sehr Gelehrten gelesen werden: so kümmerlich und kurz ist der auf Nachahmung gegründete Ruhm! Und diese Dichter der erneuerten Latinität wurden von ihren Mitbürgern wieder zu Italienern gemacht, denn also will es die Natur: „die Sprache, welche Gefährtin und fortdauernder Theil unseres Lebens ist, soll der vorge-  
setzt werden, welche sich aus Büchern lernt, und sich allein in Büchern findet.“

Das beste Mittel, Uebersetzungen zu entbehren, ist freilich das Kennen aller Sprachen, in denen große Dichter geschrieben, aber welche Abmühung, welchen Zeitaufwand und welche Hülfsmittel fordert ein solches Studium! Wer kann hoffen, daß so viel Sprachwissen allgemein werde? und doch muß der, welcher der Menschheit Gutes erweisen will, aufs Allgemeine es anlegen! ja, noch mehr, wenn einer vollkommen die fremden Sprachen versteht, und dennoch eine gute Uebersetzung in seiner Sprache zu lesen unternimmt, so wird ihm so zu sagen ein heimisches und innerliches Vergnügen zufließen durch diese neuen Farben und ungewöhnlichen Weisen, welche der National- Styl erwirbt, indem er sich diese fremden Schönheiten aneignet. Wenn die Gelehrten eines Landes sich alle und oft in die Wiederholung derselben Bilder Entwürfe und Weisen fallen sehen, so beweiset dieß offenbar von der Verarmung der Phantasieen, und der Unfruchtbarkeit der Gelehrsamkeit, und es gibt

dann kein besseres Mittel zu ihrer Wiederverfugung, als Uebersetzung von Dichtern anderer Nationen.

Bewahren wir uns aber, soll anders die Arbeit von Nutzen sein, vor dem Brauche vieler unserer Landsleute — den Franzosen, die Dinge Anderer so zu verändern, daß von ihrer ursprünglichen Gestalt keine Spur mehr ist. Zener, der alle Dinge, die er berührte, in Gold verwandelte, fand nichts mehr, das ihn nährte. Von solcher verkehrten Uebersetzungsweise würde weder der Gedanke Nahrung ziehen, noch in den, gleichwohl von ferne gesuchten Dingen Neuigkeiten erscheinen, denn man sehe immer dasselbe Gesicht mit wenig Veränderung der Hierarchen. Dieser Fehler bei uns hat zwar auch viele Entschuldigung; unsere Ver-  
kunft ist voll Ungeschicklichkeiten, Seltenheit der Reime, Unverschiedenheit der Maße, Schwierigkeiten der Wendungen. Der arme Dichter ist eingeeignet in solch' schmaler Drehbahn; er muß nothwendig zurücksinken, wenn auch nicht in die nämlichen Gedanken, doch in gleichende Halbverse, und der Versbau nimmt natürlich eine langweilige Eintönigkeit an, von der sich wohl der Geist befreien kann, wenn er sich in seinem Fluge höher hebt, aber nicht, wenn er, so zu sagen, im Ebenen wandert, und von einem Gegenstande zum andern schreitet, seinen Plan auslegt, seine Kräfte sammelt, und seine Habe zubereitet.

(Schluß folgt.)

#### Nachdruckerweisheit.

Die Nachdrucker sind zwar bekannter Massen gewöhnlich durchtriebene und für ihren Nutzen nicht dumme Leute; allein — ihre Gelehrsamkeit ist nicht weit her. So fiel mir neulich ein Nachdruck von Böhms Uebersetzung der Ilias in die Hände, dessen Titel wörtlich also lautet:

Joh. Heinr. Voss.

### Säm tliche Uebersetzungen

der

Klassischen Dichter der Griechen.

Erster Theil.

Enthält: Homer: Iliade.

I — XII Gesang.

Frankfurt und Leipzig.

1807.

Leipzig, bei C. F. Hartmann.